

Chris Canis

DIE WELLEN BRECHERIN

Roman

TEXT/RAHMEN *Taschen*

1. Auflage 2020

Copyright 2020, Buchverlag TEXT/RAHMEN, Marlovics Uhl Medien GmbH, Wien
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Autorenporträt: Christian Hlinak

Schriftgestaltung: TEXT/RAHMEN, www.polenimschaufenster.com

Lektorat: Wiebke Haag, www.woertersee-lektorat.com

Umschlaggestaltung und Satz: Dominik Uhl

Druck und Bindung:

OSDW AZYMUT Sp. z o.o., Digital Printing House, Łódź, www.azymut.pl

ISBN 978-3-9504773-8-2

Aus Umweltschutzgründen wurde auf eine Folie verzichtet.

30. JÄNNER

Beinahe überwältigt starrte ich auf das absurde Ding in meiner Hand. Ich hatte erwartet, dass ich mich unwohl fühlen würde, sobald ich es entgegennahm, doch das war nicht der Fall. Genau genommen hüpfte mein Herz sogar ein wenig freudig, als dieses namenlose Subjekt mir den Schlussstein meines Lebens in die Hand legte. Er, dieser wortkarge Unbekannte, war das einzige Element, das an diesem kalten, nassen Jännertag ein wenig beklemmend auf mich wirkte.

Das letzte Mal hielt ich so ein Teil 2004 in Händen, während meines Präsenzdienstes beim österreichischen Bundesheer.

»So eine neun Millimeter ist halt nur was für die mit Haaren am Sack!«, hatte der Stabswachtmeister damals zu mir gesagt, als ich verweigerte die Pistole abzufeuern.

Und weil ich auch mein Sturmgewehr nie einsetzen wollte und auch die Übungsgranate nicht geworfen hatte, war dies meine mehr oder weniger freiwillige Meldung zur Verrichtung nahezu aller Wochenenddienste, die bis zum Tag der Abrüstung anstanden. Zur Freude aller Kameraden, die sich am Wochenende auf den Heimweg machen

durften, beschützte ich also meist Samstag auf Sonntag unser Kompaniegebäude. Hauptsächlich vor feindlichen Übernahmen durch ausländisches Militär, das den strategisch wichtigen österreichischen Standort Langenlebarn für sich entdecken könnte.

»Kostet normal um die 1.000. Für dich 500. Weil du ein Freund vom Josi bist.«

Der Namenlose riss mich mit dieser massiven Wortflut aus meiner Gedankenwelt.

Freund?

Wohl kaum. Josi kannte ich von der Uni, wo wir zwei Jahre zuvor ein einziges Seminar gemeinsam besucht hatten. Auch er hatte sein Germanistikstudium nie abgeschlossen.

»Und?«

Ich antwortete nicht auf die Frage des Namenlosen, den ich in meinem Kopf fortan Milhouse taufte, weil diese dürre Kreatur mit seinen blau gefärbten Haaren und dem debilen Blick sehr der Simpsons-Figur ähnelte. Ich wog die Glock in meiner Hand und dachte an Josi, diesen arroganten Nachwuchs einer Advokatenfamilie. Daran, wie er mir vor drei Tagen wieder einmal zufällig auf der Mariahilfer Straße über den Weg gelaufen war. Keiner anderen Person begegnete ich auch nur annähernd so oft und unverhofft wie dieser, obwohl mir wirklich jede andere stets lieber gewesen wäre als dieses Würstchen von Berufssohn.

Wie so oft hatte er mir eine Unterhaltung aufgedrängt, die darauf abzielte, mit seinen dubiosen Kontakten in die kriminelle Szene zu prahlen. Josi hielt sich tatsächlich für einen großen Fisch im Wiener Gangstermilieu. Unantast-

bar aufgrund seines Vaters. Obwohl durchaus bekannt war, dass dieser Immobilienrechtler eine Witzfigur der Szene war, die selbst immer wieder wegen nebulöser Geschäfte medial zerrissen wurde und ständig bemüht war, rechtskräftigen Verurteilungen auszuweichen wie Neo aus *Matrix* den Kugeln.

»Ich will mir eine Pistole besorgen«, hatte ich beiläufig zu Josi gemeint, weil mir klar war, dass er nicht nach dem Warum fragen, sondern sich höchstens mit einem Wikipedia-verdächtigen Wissen über Schusswaffen und vermeintlichen tschetschenischen Verbindungen aufspielen würde.

Überraschenderweise rückte er ohne zu zögern mit einer Telefonnummer heraus und meinte, dass ein Kumpel, dessen Namen ich nicht zu wissen bräuchte, mein Mann für diese Angelegenheit wäre. Und da stand ich nun. In einem ranzigen Hinterhof in der Leopoldstadt.

»Was ist jetzt?«

Milhouse wurde ungeduldig. Seine Art und sein wortkarges Drängeln nervten mich. Ich zielte mit der Waffe auf seinen Kopf und hielt sie dabei so wie die Straßengangster in amerikanischen Filmen. Ich grinste. Milhouse blieb unbeeindruckt. Trotz seiner schmächtigen Statur strahlte er etwas Bedrohliches auf mich aus. Mir war das egal.

»Woher stammt die Waffe?«, wollte ich wissen und senkte sie wieder.

»Egal«, antwortete Milhouse.

»Nein. Mir ist das nicht egal. Wenn du sie gestohlen hast, will ich sie nicht. Wenn damit einer totgeschossen wurde, auch nicht.«

Milhouse blickte sich verstohlen um. Fast so, als wollte er mich um die Ecke bringen, weil ich ihm unangenehm wurde und sein blödes Gesicht jederzeit identifizieren konnte. Ich hatte keine Angst. Es war mir egal.

»450«, sagte er schließlich.

Ich lachte.

»Hör zu. Ich gebe dir schon deine 500 für die scheiß Pistole. Aber ich will sicher sein, dass kein Blut dran klebt und ich nicht gleich in Teufelsküche kommen kann, sollte man mich damit erwischen. Also entweder erzählst du mir ein bisschen was über das Teil oder ...«

»Ich hab die Knarre selbst vor zwei Jahren legal gekauft!«, blaffte er schließlich schon sichtlich entnervt. Besonders belastbar schien er nicht zu sein und zu einer vernünftigen Konversation musste er sich offenbar erst unter physischem Leiden und mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, aufraffen. »Willst du meinen Waffenschein sehen? Da!« Umständlich kramte er in seinem Rucksack herum und brachte ein paar Papiere zum Vorschein. »Mein Waffenschein, mein Führerschein und da, die Rechnung mit Seriennummer.«

Er wurde hektisch. Mehr als diese Offenlegung konnte ich mir wohl beim besten Willen nicht erwarten. Genau genommen war mir aber auch das egal. Ich verspürte einen leichten Hauch des Triumphs, weil ich einen vermeintlichen Bösewicht in die Knie gezwungen hatte, der sich letztlich doch nur als Milhouse entpuppte. Das also waren die zwielfichtigen Kontakte des berühmigten Josi Sportschützen. Ich empfand dieses ganze Getue als lächer-

lich. Und ich fand mich selbst einmal mehr lächerlich, wie so oft in meinem Leben.

»Du meldest sie selbst um?«, fragte er plötzlich.

Erst jetzt wurde mir bewusst, dass es sich bei Milhouse um keinen Gangster, sondern einen »normalen« Bürger handelte, der sogar so unbescholten war, dass man ihm einen Waffenschein ausstellte. Ich konnte spüren, wie sich eine unsichtbare Schlinge um meinen Hals zusammenzog. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also antwortete ich nur:

»Nein.«

»Nein?«, fragte Milhouse mit ausdrucksloser Miene. Sein Gesicht war plötzlich kreidebleich.

»Nein.«

»Wie jetzt?«

Auf so etwas war ich nicht vorbereitet. Zwar hatte ich mich in einem schummrigen Hinterhof oder Keller stehen sehen und mir sogar schon ausgemalt, wie ich einem tschetschenischen Untergrundboss die Waffe entriss, um mir meinen Fluchtweg freizuschießen. Wie ich aber nun feststellen musste, war das Dümme was mir passieren konnte aber tatsächlich ein harmloser Sportschütze wie der Idiot Milhouse, der vermutlich bei nächster Gelegenheit sein Handy zücken würde, um der Polizei einen Hehler zu melden.

»Was, wie jetzt!«, brüllte ich ihn wütend an. Meine Wut galt mir selbst. Wie so oft in meinem Leben. Und wie so oft in meinem Leben ließ ich andere für Fehler büßen, die ich selbst begangen hatte. »Ich habe weder einen Waffenschein noch eine Besitzkarte oder welchen Scheiß auch immer man benötigt, um so etwas haben zu dürfen.« Ich

streckte ihm die Waffe entgegen. Als er sie nicht zurücknehmen wollte, griff ich nach seiner Hand und drückte sie ihm energisch in selbige. Wie selten in meinem Leben empfand ich die Wahrheit nun als meine beste Option. »Ich habe genug Kohle! Ich könnte mir genauso gut eine neue Glock kaufen. Am Geld liegt es wirklich nicht. Ich habe keinen Schein, keine Bestätigung, kein psychologisches Gutachten oder so. Ich bin nicht berechtigt oder wie auch immer man dazu sagt. Begreifst du das?« Milhouse' Augen wurden feucht. *Was zum Henker?*

Ich wandte mich zum Gehen, doch er meinte fast ein wenig flehend:

»Warte, warte! Das ist nicht so tragisch. Wir finden eine Lösung.«

Sollte ich doch noch Glück haben? Oder zumindest mit einem blauen Auge davon kommen? Ich war Anfang dreißig und vieles war mir mittlerweile egal. Ich hatte mir vorgenommen zu sterben und eine leise Idee, wie ich es anstellen wollte. Eine Gefängniszelle gehörte allerdings nicht zu meinem Plan. Im Gegenteil. Sie hätte ihn mir gehörig durchkreuzt. Eingesperrt und meiner Optionen beraubt zu sein, war mir definitiv nicht egal.

»Vorschlag?«

Nun war ich an der Reihe, mich wortkarg zu geben. Milhouse' Gesicht wurde immer weißer. Schweiß trat ihm auf die Stirn. Er trampelte nervös von einem Bein auf das andere. Angestrengt schien er zu überlegen.

»Was willst du denn mit der Waffe machen?«

Ernsthaft?!

»Na was macht man mit einer Waffe?«

»Schießen.«

Bingo!

Ich nickte heftig und warf ihm einen zynischen Blick zu. Milhouse verfiel zusehends. Nun konnte ich wirklich ein paar Tränen in seinem Gesicht wahrnehmen. Er begann sich am Arm zu kratzen und atmete ein paar Mal tief durch bevor er weitersprach:

»Ich brauche das Geld ziemlich dringend, also ...«

Zu den wenigen Eigenheiten die ich noch an mir mochte, zählte die Tatsache, dass ich als Schnelldenker Zusammenhänge rasch herstellen und begreifen konnte. Umso mehr hasste ich es, wenn mich manche Erkenntnisse Ewigkeiten kosteten. Im Augenblick stieg mir die Wut auf mich selbst zu Kopfe, weil mir sehr spät auffiel, dass Milhouse alle Anzeichen einer schweren Abhängigkeit aufwies. Das Kratzen am Arm ließ mich auf Heroin tippen. In Wahrheit hatte ich aber auch von dieser Szene nicht die geringste Ahnung. Aber eigentlich war mir das alles auch egal!

»Und ich brauche ziemlich dringend eine Pistole.«

Und weil Geld für mich eine wesentlich nebensächlichere Rolle zu spielen schien als für Milhouse, bot ich ihm kurzerhand 700 Euro. Die Tatsache, dass dieser Preis weit über dem durchschnittlichen Marktwert einer gebrauchten Glock 17 lag, und meine nachdrücklichen Versprechungen, keine Dummheiten mit der Waffe zu begehen, ließen uns beide einig werden.

Hier beginnt die Geschichte eines letzten Lebensjahres, die es wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Silvester lag bereits wieder einen Monat zurück und es war höchste Zeit, den ersten Schritt zur Erfüllung meines einzigen Jahresvorsatzes, Suizid, zu tun. Mit der Pistole in meiner Tasche machte ich mich auf den Heimweg, wissentlich, dass in absehbarer Zukunft jeder von uns beiden, Milhouse und ich, zu seinem heißersehten Schuss kommen würde.

Ich hatte noch ein paar Scheiben Speck und Eier im Kühlschrank, die unbedingt aufgebraucht werden mussten. Deshalb saß ich gegen sechzehn Uhr mit der klassischen Bacon-and-Eggs-Kombination vorm Fernseher, der eigentlich nur lief, damit sich mein omnipräsentes Einsamkeitsgefühl in Grenzen hielt.

Meine Einzimmerwohnung auf der Wiener Gumpendorfer Straße maß keine fünfundzwanzig Quadratmeter. Während meiner Studienzeit war mein Vater für die monatlichen 420 Euro Miete aufgekommen; wahrscheinlich, um jene Schuldgefühle zu kompensieren, die sich angesichts seiner konstanten Abwesenheit während meiner Kindheit und Jugendzeit aufgebaut hatten. Ich will ihm nicht unterstellen, dass das seine einzige Motivation gewesen war, denn mein Vater hatte nicht nur meiner Schwester und mir stets finanzielle Unterstützung geboten, sondern auch unseren vier älteren Halbgeschwistern, die aus seiner Ehe hervorgegangen waren.

Im Grunde genommen, kann ich mich nicht beklagen. Ich war stets ein geliebtes Kind gewesen. Zwar hatte unsere Mutter, die Affäre meines Vaters, meine Schwester und

mich im Alleingang großgezogen, wobei mein Vater nur gelegentlicher Gast gewesen war. Wir hatten aber immer alles, was wir brauchten – ein Dach über dem Kopf, genug zu essen, Spielsachen in frühen, Schulsachen in späteren Jahren. Sogar zwei Wochen Urlaub am Mondsee hatten sich jeden August einrichten lassen. Und die gebrauchte Kleidung meiner älteren Schwester hatte ich nicht aufgrund von Geldmangel, sondern einer ausgeprägten ökologisch-ökonomischen Ideologie unserer Mutter übernommen. Wir waren definitiv nicht reich, aber mitnichten arm gewesen.

Die Pistole lag entladen und gesichert vor mir auf meinem Universaltisch, der im Augenblick der Esstisch war. Hier in meinem kleinen Zuhause fühlte sie sich plötzlich wie ein Fremdkörper an.

Zuhause?

Zwar hatte ich diese kleine Studentenbude immer als solches bezeichnet, mich aber nie so richtig wie in einem gefühlt. Mein Elternhaus, das mein Vater gebaut und meine Mutter mit uns Kindern bewohnt hatte, war noch ein richtiges Zuhause für mich gewesen. Doch wenn man erwachsen wird, zumindest kalendarisch, wird auch die Nestflucht zur Folklore erhoben. Ein Studium ist schnell gewählt und ein Nebenjob rasch gefunden, wenn man ihn braucht und ernsthaft danach sucht. Aber die Freiheit, die ein wildes, ungezwungenes Studentenleben in Aussicht stellt, war für mich stets ein falsches Versprechen geblieben.

Plötzlich hämmerte es an der Tür. Ich erschrak heftig und sprang vom Sessel auf.

Welches Arschloch hat jetzt schon wieder die Haustür offen gelassen!

Die Hausbewohner konnten es sich nicht angewöhnen, die Tür zu schließen, die als älteres Modell keinen selbstschließenden Mechanismus besaß. Hausfremde Personen hatten leichtes Spiel. Regelmäßig lungerten Obdachlose im Stiegenhaus herum. Viel bedrohlicher empfand ich allerdings die Mitarbeiter des GIS. Immer wenn jemand unangemeldet an meine Tür pochte, reagierte ich daher einfach nicht und gab mich abwesend. Natürlich war das in Situationen wie dieser relativ unglaubwürdig, weil der Fernseher bis auf den Gang hinaus zu hören war und vermutlich sogar das Klirren des Bestecks. Allerdings war mir das bei Personen, die unverschämt genug waren, direkt an meine Wohnungstür zu klopfen, egal. Und mittlerweile war mir noch vieles mehr egal. Selbst ein unverhoffter Besuch des GIS wäre mir egal gewesen, denn mir war klar, dass es zu einer Straf- oder Nachzahlung nicht mehr kommen würde.

»Ja bitte!«, rief ich erbost.

»Mach auf!«, reagierte eine Stimme auf der anderen Seite der Tür, die mir nur allzu bekannt war.

»Tom?«

»Ja! Mach auf!«

Ich hatte nicht viele Freunde. Drei, um genau zu sein. Tom war einer von ihnen. Rasch versteckte ich die Pistole unter meiner Bettdecke und überlegte mir eine Ausrede, warum ich ihn seit fast zwei Wochen nicht zurückgerufen und auch nicht auf die Nachrichten in unserer WhatsApp-Gruppe reagiert hatte. Dann öffnete ich die Tür.

»Hey, Tom.«

Ich zwang mich zu einem Lächeln und wunderte mich im selben Moment, wie unangenehm es sich in meinem Gesicht anfühlte. Offenbar lächelte ich nur noch so selten, dass meine Haut dabei fast schmerzhaft spannte.

»Ernsthaft?« Er schob sich in den Raum und warf mir einen strafenden Blick zu. Mir war klar, was nun folgen würde, denn unerbittliche Ehrlichkeit war einer der Grundpfeiler unserer Freundschaft. »Du weißt, dass ich der erste bin, der Verständnis für deine Weltschmerztag hat. Es ist auch vollkommen in Ordnung für mich, dass du dann mal für ein, zwei Tage auf Tauchstation gehst und dich einigst. Aber zwei Wochen sind nicht in Ordnung ...«

»Du hast recht«, unterbrach ich ihn, weil ich ihm den Wind aus den Segeln nehmen und uns beiden die unnötige Ausführung offensichtlicher Tatsachen ersparen wollte. Zudem hatte ich keinen Grund mich mit einer konstruierten Ausrede zu rechtfertigen. »Es tut mir leid. Das kommt nicht wieder vor, okay?«

Tom gab sich damit aber nicht zufrieden.

»Das hast du schon beim letzten Mal gesagt. Es ist also nicht mehr okay. Wir sollten uns einmal ernsthaft darüber unterhalten, wie wir so einen Scheiß zukünftig vermeiden. Das ist respektlos.«

Ich lächelte noch immer, konnte aber spüren, wie sich Tränen der Verzweiflung in meine Augen drängten. Ähnliches war mir oft als Kind widerfahren, wenn ich meine Mutter aufzumuntern versuchte, weil sie wie so oft in eine

tiefe Traurigkeit verfiel. Nichts ist so feinfühlig wie das Herz eines kleinen Kindes und nichts so leicht verletzbar.

Gemäß der WhatsApp-Nachrichten war ich im Bilde darüber, dass Tom, Flummi und Dingo sich heute Abend in unserem Stammpub treffen wollten. Da ich für den Abend ohnehin nichts geplant hatte, versicherte ich Tom dazuzustoßen. Und so kam es dann auch.

Gegen halb acht betrat ich das *Na-nÓg* in der Anastasius-Grün-Gasse. Dieses Irish-Pub im achtzehnten Wiener Gemeindebezirk leistete uns seit Jahren treue Dienste als Zentrum des kultivierten Gesprächs, Absturzstätte ausgehnter Saufgelage und Rückzugsort für philosophische Auseinandersetzungen mit uns selbst. Ob in der Gruppe oder allein – das *Na-nÓg* war immer gut für das ein oder andere Bier. Und auch Colm, der Besitzer und Promille-Verantwortliche, war mit seinen knapp sechzig Jahren zum väterlichen Freund für uns mehr oder weniger junge Thirty-Somethings geworden.

Meine drei engsten Vertrauten waren bereits vor Ort und belagerten den Stammtisch. Ich begrüßte jeden mit einem freundschaftlichen Handschlag und dem schmerzhaften Lächeln. Flummi, der den anderen um zwei Bier und zwanzig Kilogramm voraus war, ließ nicht lange auf seine Standpauke warten. Minutiös fasste er meine physische und digitale Abwesenheit der letzten beiden Wochen, sowie den kollektiven Ärger darüber zusammen. Ich erfuhr, dass Gleichgültigkeit die mildeste Form der Intoleranz ist und dass der Jammer mit den Weltverbesserern

der wäre, dass sie selten bei sich selbst anfangen. Diesmal unterbrach ich nicht, sondern hörte mit einem Ohr geduldig zu. Das andere lauschte dem Gespräch der vier Mädels am Nachbartisch. Ich schätzte sie auf Mitte zwanzig.

Schon beim Betreten des Pubs war mir die Dunkelhaarige mit den grünen Augen und dem herzlichen Lachen aufgefallen. In solchen Momenten machte mein Herz stets einen Satz, nur um gleich darauf dem Kummer anheimzufallen, dass alles nur von begrenzter Dauer ist. Würde ich sie ansprechen, was wären die denkbaren Entwicklungen?

Szenario eins: Ich blitze sofort ab. Szenario zwei: Ich wecke ihr Interesse. Wir verabreden uns. Wir verabreden uns erneut. Wir schlafen miteinander. Wir führen eine Beziehung. Wir trennen uns.

Wie ich es mir auch zurechtlegte, alles fand früher oder später ein Ende. Ein schmerzhaftes, und das zwangsweise. Je später, desto schmerzhafter. Zumindest war das eine essenzielle Lehre meines Lebens.

Im Anschluss an seinen Monolog unterbreitete Flummi noch einen Optimierungsvorschlag, dem die beiden anderen still nickend zustimmten. Auch ich nickte stumm, entschuldigte mich noch einmal bei allen und gelobte Besserung. Weil ich meine einzigen Freunde aber nicht belügen wollte, verbesserte ich mich auf:

»Es wird sich was ändern. Versprochen.«

Colm brachte mir mein zweites Bier und wir stießen versöhnlich auf eine heißersehnte neue Ära an. Ein groteskes Szenario. Immerhin drehte sich in meinem Kopf alles nur noch um meinen Freitod und die Fragen, wann und

wo ich ihn begehen würde. Die Art meines Ablebens hatte ich ja bereits bestimmt – Tod durch Erschießen.

Milhouse kam mir in den Sinn. Ob er sich seinen ersehnten Schuss schon gesetzt hatte? Bestimmt. Wo er wohl gerade war? Ich trank mein Bier zügig leer und bestellte das nächste. Dann ein viertes. Zwischenzeitlich spähte ich immer wieder zum Nachbartisch. Ich konnte hören, wie die dunkelhaarige Schönheit von ihren Freundinnen beim Namen genannt wurde und wusste von da an, dass sie Dani hieß.

Am Weg zur Toilette lief sie an mir vorbei. Ich hatte zuvor gar nicht mitbekommen, dass sie aufgestanden war. Im engen Durchgang zu den Klos quetschte ich mich gegen die Wand, damit sie an mir vorbei konnte.

»Danke«, sagte sie freundlich lächelnd.

»Bitte, Dani«, antwortete ich, ebenfalls mit einem Lächeln, das mir diesmal gar nicht wehtat.

Mit einem rätselhaften Blick musterte sie mich. Ihr Gesicht erschien mir wie ein Kunstwerk der Mehrdeutigkeit. Ich wunderte mich darüber, dass ich vier Bier getrunken hatte, aber gefühlte sieben im Pissoir versenkte und ließ mir dabei Zeit. Währenddessen überlegte ich, ob Dani sich gestalkt fühlte und ich ihr mit der Erwähnung ihres Namens Unbehagen bereitet hatte. Ich redete mir ein, dass es mir egal war. Tatsächlich war es mir das aber diesmal nicht so ganz. Als ich aus der Toilette trat, wartete sie auf mich.

»Du scheinst ein sehr aufmerksamer Zuhörer zu sein.«
Ich wusste nicht so recht, was ich entgegnen sollte.

»Ähm. Tut mir leid, ich wollte nicht aufdringlich sein.«

Ihre freundlichen Züge verrieten, dass sie nicht missgestimmt war. Stattdessen reichte sie mir einen von Colms Zetteln, auf denen er seine Abrechnungen machte. Darauf standen eine Telefonnummer und ihr Name.

»Falls dich deine Jungs mal entbehren können. Wäre schön und würde mich freuen.«

Sie zwinkerte mir zu. Ihrem ganzen Wesen entsprang eine jugendliche Lebensfreude. Dann beeilte sie sich zurück zu ihren Freundinnen, wobei mir eine gewisse Nervosität nicht entging. Ganz offensichtlich hatte ich ihr Interesse geweckt. Und jetzt?

Wir verabreden uns. Wir verabreden uns erneut. Wir schlafen miteinander. Wir führen eine Beziehung. Wir trennen uns.

Auch ich ging zurück zu meinen Freunden, hatte allerdings genug vom heutigen Tag und wollte nach Hause. Dingo hatte zwischenzeitlich noch eine Runde Büffelgras-Wodka für alle, inklusive Colm, bestellt. Nachdem wir ausgetrunken hatten, blieb ich noch etwa zwanzig Minuten und verabschiedete mich schließlich. Beim Hinausgehen lächelte ich Dani noch einmal zu. Sie lächelte zurück. Diesmal tat mir das Lächeln wieder weh. Ihre Freundinnen grinsten und tuschelten. Sie waren graue Wikinger.

Als graue Wikinger klassifizierte ich für mich jene Menschen, die keinen besonderen Eindruck hinterließen. Es waren Personen, von denen ich mir weder Gesicht noch Namen merkte. Als Kind hatte es gewisse Zeichentrickserien gegeben, die ich gerne sah. *Wickie und die starken*

Männer war eine davon gewesen. Neben der Hauptfigur Wickie gab es noch sieben weitere Charaktere, die wichtig genug waren, dass man ihnen Form, Persönlichkeit und eine eigene Hemdfarbe verlieh – kurz, Charakter. Wann immer es aber erforderlich war, die Gruppe der Wikinger größer darzustellen, ergänzte man grau gekleidete Männchen, die sich nicht sonderlich voneinander unterschieden. In meiner Welt gab es derer genug. Und die Zahl wuchs von Tag zu Tag.

Als ich aus dem Nachtbus stieg und vom Gürtel aus die Gumpendorfer Straße Richtung heimwärts schlenderte, zog ich meine halbleere Zigarettenschachtel hervor und zündete mir eine an. Zu rauchen hatte ich erst vor ein paar Monaten begonnen. Davor wäre es mir nie in den Sinn gekommen, denn ich war immer schon sportlich sehr aktiv und durchaus gesundheitsbewusst gewesen. Mittlerweile war es mir aber ...

Egal.

Am Lutherplatz setzte ich mich noch auf eine Bank und rauchte mir eine weitere Zigarette an. Dabei kramte ich auch Danis Zettel aus der Hosentasche. Gedankenversunken starrte ich auf ihren Namen, aber nicht auf die Nummer, weil ich tunlichst vermeiden wollte sie mir einzuprägen.

Wir verabreden uns. Wir verabreden uns erneut. Wir schlafen miteinander. Wir führen eine Beziehung. Wir trennen uns.

Es war vollkommen unerheblich, wie es mit ihr weitergehen könnte. Sollte es bei ein oder zwei Verabredungen

bleiben, wäre das immerhin noch weniger enttäuschend, als es unbefriedigender Sex wäre, der den Impuls für unser Auseinandergehen gäbe. Wäre aber auch der gut, würden wir uns im schlimmsten Fall eine Beziehung aufbauen, die ich früher oder später nach allen Regeln der Kunst in die Tonne treten würde. Denn das war mein ganz persönlicher Fluch. Es war mir unmöglich, eine Beziehung dauerhaft am Leben zu erhalten. Ich wollte keinen weiteren Scherbenhaufen in meinem imaginären Setzkasten des Lebens.

Als ich mir noch eine Zigarette anzündete, verbrannte ich auch den Zettel. Dabei sah ich zu, wie sich der Name *Dani* am Boden vor mir kräuselte, schwarz wurde und seine Überreste sich schließlich im Wind auflösten.

Zurück in meiner Wohnung nahm ich zuallererst die Pistole unter der Bettdecke hervor und legte sie vor mich hin. Ich bereute bereits ein wenig, den Zettel verbrannt zu haben, aber so tief waren meine Emotionen dann doch nicht. Generell verspürte ich schon lange keine tiefen Emotionen mehr.

Egal. Wir verabreden uns. Wir verabreden uns erneut. Wir schlafen miteinander. Wir führen eine Beziehung. Wir trennen uns.

Genau so war es mit Sarah gewesen. Fast fünf Jahre Beziehung hatten dafür gesorgt, dass mir die Trennung heute noch genauso wehtat wie am Trennungsabend. Wir hätten uns auseinandergelebt, hatte sie damals gemeint. Ich würde mich nicht mehr um sie und um die Beziehung bemühen. Ich ließe mich gehen, kümmere mich nicht um ein

Vorankommen – beruflich, privat, im Leben, allgemein. Ich wäre manchmal unerträglich, launisch, zynisch ... Das Schlimmste an all diesen Vorwürfen war, dass sie allesamt der Wahrheit entsprachen. Einer vernichtenden Wahrheit. Denn auch wenn ich nicht zu der Sorte Stehaufmännchen zählte, die im Leben nichts aus den Angeln heben konnte, so war ich zumindest kein Totalversager, der nicht mit den seelisch belastenden Gegebenheiten fertiggeworden wäre, die das Leben, speziell das eigene, mit sich brachte.

Gedankenverloren suchte ich im schwachen Schein meiner Ikea-Lampe nach dem Ordner, den Sarah und ich vergangenen Frühling angelegt hatten, weil wir durch die Südstaaten der USA reisen wollten. Als ich ihn fand, legte ich ihn neben die Pistole aufs Bett. Tatsächlich hatten wir bereits alles fertiggeplant und durchkalkuliert. Und als ich so herumblätterte, und immer wieder mal die Reiseunterlagen, mal die *Glock* betrachtete, fasste ich einen Entschluss: Ich würde diese Reise antreten, die da fix und fertig vor mir lag. Alleine. Ich würde meinem Leben noch eine allerletzte Chance einräumen, mir zu beweisen, dass sein Fortbestand noch einen Wert und Sinn hatte; dass es für mich etwas gab, wofür es sich zu leben lohnte.

In dieser Nacht schlief ich nicht, sondern adaptierte mein Vorhaben in allen Punkten. Ich wusste nun, wann ich sterben wollte. Ich wusste wo. Sämtliche Fragen waren beantwortet. Bis auf eine: ob?



CHRIS CANIS

Chris Canis wurde am 14. August 1984 in Tulln geboren und genoss eine ländliche Kindheit in seiner nahegelegenen niederösterreichischen Heimatgemeinde. Nach Abschluss des Gymnasiums zog er nach Wien, wo er Germanistik und Musik studierte.

Während dieser Zeit jobbte er unter anderem als Biletteur im Ronacher, Fitnesstrainer bei John Harris, Redakteur bei den Niederösterreichischen Nachrichten sowie als Lastkraftwagenfahrer, Hundetrainer und Sozialarbeiter.